

Andacht für den Bildungsausschuß der Hannoverschen Landessynode am 21.9.2015, 15.00  
EG 295, 1.3.

Jes. 52, 7: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten, die den Frieden verkünden, Gutes predigen, Heil verkündigen, die das sagen zu Zion: Dein Gott ist König.“

Die heutige Tageslosung scheint auf den ersten Blick gar nicht auf unsere aktuelle Situation zu passen. In den letzten Wochen und Monaten haben wir tagtäglich viele Bilder gesehen – von verzweifelten Eltern, ihren eingeschüchterten Kindern, von Menschen, die vor Bomben, Zerstörungen und Verwüstungen geflohen sind. Aus der Ferne haben wir zur Kenntnis genommen, wenn wieder einmal auf dem Mittelmeer Flüchtlinge ums Leben gekommen waren; wenn ihre Boote vor Lampedusa gekentert waren, weil raffgierige Schlepperbanden wieder einmal zu vielen das gelobte Land versprochen hatten. Aus der Nähe konnten wir erleben, wie die Flüchtlingswelle von Tag zu Tag näher kam.

Ich selbst erinnere mich, wie wir im Juli auf dem Weg nach England, die Autobahn nach Calais und weiter zur Fähre nach Dover nicht passieren konnten. Gestrandete Elendsgestalten hatten inmitten der Hauptzufahrt einen riesigen Müllhaufen errichtet, den sie angezündet hatten. Die gigantische Rauchwolke war bis weit hinter Amiens zu sehen. Mir taten die verzweifelten Menschen zwar irgendwie leid. Aber andererseits: Ich war nicht eben begeistert, dass wir so lange auf die Fähre warten mussten, stundenlang im kilometerlangen Stau bei um die 40 Grad in der Sommerhitze. Und gleichwohl schämte ich mich für meine Gedanken, dachte daran, dass ich auch nicht besser sei, als jene Demonstranten, die Flüchtlinge seit Wochen als „lästige Ausländer“ brandmarkten. Nicht nur, weil ich es eigentlich hätte besser wissen können:

Als Jugendliche hatte ich bei einer Austauschfahrt nach Holland erlebt, wie eine Freundin angespuckt worden war, nur weil sie Deutsch gesprochen hatte. Und einige Jahre später, als wir uns als Erwachsene als Theologie Studierende „geoutet“ hatten, erklärte ein elsässischer Gastwirt seiner uns wie Fremdlinge anschauenden Frau: „Ce sont des protestants, mais pourtant des hommes“, frei übersetzt: Auch wenn sie evangelisch sind, so handelt sich doch zweifelsohne um menschliche Wesen.

Im Urlaub verfolgte ich die Berichterstattung kaum, was wir gelegentlich hörten – oder besser lesen konnten, waren Berichte über den Widerstand, der man den Flüchtlingen, die inzwischen Wirtschaftsasylanten hießen, entgegenbrachte. Die Zäune, die die Menschen davon abhalten sollten, den Kanal zu durchqueren, gab es schon im Juli in der Picardie, und nicht erst im September vor Ungarn.

Es spricht also eine Menge dafür, dass die ersten Flüchtlinge, die Europa erreichten, nicht als Freudenboten, sondern als Unheilsbringer beargwöhnt wurden. Sie zeugen von dem Unheil in ihrem eigenen Land, dem Leid, das sie selbst erfahren haben. Und sie hinterließen Spuren der Verwüstung dort, wo sie weiteres Unheil vermuten mussten. Trotz des nach Dublin II zumeist gebotenen Duldungsstatuts wurden nicht wenige nach „Hause“ oder zumindest in ein sicheres Herkunftsland abgeschoben.

Was aber hat dies alles mit unserem Text zu tun? Jener Prophet, der nicht nur das 52. Kapitel geschrieben hat, wird heute als Deuterjesaja bezeichnet. Das geliehene Pseudonym deutet an, dass man über den Verfasser zwar nur wenig weiß. Gleichwohl teilt er verschiedene Erfahrungen mit dem Volk Israel. Die Elite des einst stolzen Volkes war einige Jahr zuvor nach Babylon verschleppt worden, als die Nachricht aufkam, dass das Reich der Babylonier eine Belagerung durch den Perserkönig Kyros zu gewärtigen hatte. Unentwegt kreisen nun die Gedanken des Propheten um Zion, die Stadt, die Jahwe wieder aufzubauen versprochen hat; aber auch um andere Traditionen seines Volkes wie die Davids- und Schöpfungserzählungen, den Exodus. Und dies macht seinen Text für uns so interessant: nicht länger die Wirklichkeit von Flucht und Vertreibung, sondern die Möglichkeit von Sehnsucht und Verheißung eröffnet der Prophet hier seinem Volk. In dem er verschiedene Traditionen aufnimmt und verbindet, sich aber nicht für eine spezifische Perspektive entscheidet, erlaubt er auch uns, seinen Text durch verschiedene Brillen zu betrachten: Das Unheil, das die Flüchtlinge erfahren haben, wendet sich in Heil, das ihnen als Willkommenskultur entgegentritt. Das mulmige Gefühl, dem wir uns nicht entziehen können, wenn wir die Überreste der Sommerschlacht oder die Betonruinen des Rommelschen Atlantikwalls gewärtigen, wendet sich auch für uns allmählich in sein Gegenteil.

Der Text führt uns vor Augen, dass sich nicht nur unsere Perspektive auf Heimatlose in diesem Sommer geändert hat. Er macht uns auch bewusst, dass wir uns nach diesem Sommer heute anders verstehen. Ich bin froh darüber, dass viele meiner Mitbürger die Chance ergriffen haben und zu den ankommenden Flüchtlingszügen als Freudenboten gelaufen sind.

Amen

EG 303, 1,5,8